

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 29. Januar 1915

## Brantfchan.

Humoreske von Reinhold Ortman.

Ich war siebenundzwanzig Jahre alt geworden und hatte eben das Glück gehabt, eine sehr wohlhabende Tante zu beerben. Während sich dahin eigentlich kein Mensch um meine Herzensangelegenheiten und um mein künftiges Lebensglück gekümmert hatte, tauchten jetzt plötzlich von allen Seiten liebevolle Seelen auf, die mir durchaus dazu verhelfen wollten, an der Seite eines reizenden, jungen Weibchens einer der beneidenswertesten Sterblichen zu werden. Ich gestehe, daß ich selber dazu nicht über Lust verspürte und daß mir selber lieber angebornen Schüchternheit und Unbeholfenheit in der Tat wenig Hoffnung botte, durch eigene Unternehmungslust an das ladende Ziel zu gelangen. Mein bisheriges Leben war nicht danach angetan gewesen, einen Salonlöwen und Herzensstürmer aus mir zu machen. Und wenn ich überhaupt eine nennenswerte Tugend besaß, so war es höchstens die Tugend der Bescheidenheit. Nichts war mir so schrecklich, als die Vorstellung, daß ich bei irgend jemand Anstoß erregen könnte. All mein Bestreben war darauf gerichtet, jedem nur das Angenehme zu sagen und von dem schönen Geschlecht, das ich noch so gut wie gar nicht kannte, hatte ich die denkbar höchste Meinung. Unter solchen Umständen war ich begreiflicherweise sehr geneigt, einer der erwähnten lieblichen Seelen die Mühe der ersten Auswähl zu überlassen, und ich fühlte mich einem Berliner Vetter dritten Grades auf das Züchtigste verpflichtet, als er mir eines Tages brieflich mitteilte, es sei ihm durch den glücklichsten Zufall von der Welt gelungen, gerade das Richtige für mich zu finden. Es handelte sich um die achtzehnjährige Schwester eines Geschäftsfreundes, ein bezauberndes, junges Mädchen mit einer geradezu erdrückenden Fülle von Vorzügen, nach Anlage und Erziehung wie für mich geschaffen. Auf eine große Mühsal war diese ich nicht rechnen, aber ich sei ja in der glücklichen Lage, um des edlen Kernes willen auf die goldene Schale verzichten zu können. Die Familie sei natürlich höchst anständig und lebe in den angenehmsten, bestgeeigneten Verhältnissen. Er habe in meinem Interesse schon ein wenig sondiert und glaube mit einer freundlichen Aufnahme versprechen zu dürfen, obwohl man begreiflicherweise sehr wählerisch sei und nicht daran denke, ein so seltenes Kleinod dem ersten Besten anzuvertrauen.

Man kann sich denken, wie mir auf eine solche Schilderung hin der Mund wässerte. Es wurden noch ein paar weitere Briefe gewechselt; dann fuhr ich zur Brautfräulein nach Berlin. Die Präliminarien waren in der Weise geregelt worden, daß ich zunächst eine „zufällige“ Begegnung mit dem Geschäftsfreund meines Veters, dem Bruder meiner zukünftigen, haben und dann von ihm zu einem Mittagessen eingeladen werden sollte, bei dem auch Fräulein Gerda mit ihrer Mama erscheinen sollte.

„Alles übrige“, sagte mir mein liebreicher Vetter beim Empfang auf dem Bahnhof, „wird dann eben ganz von Deiner Geschäftlichkeit abhängen, dich bei der jungen Dame wie bei ihren Angehörigen in das günstigste Licht zu setzen.“

Ich erwiderte etwas bellommen, daß ich zu meiner Geschäftlichkeit in diesen Dingen nicht eben allzu großes Vertrauen hätte; aber er beruhigte mich lächelnd.

„Ein paar Attigkeiten, namentlich für die Damen, wirst du doch wohl aufbringen können. Und um ihnen für geistreich und unterhaltend zu gelten, hast du schließlich nichts weiter nötig, als hier und da eine boshafte Bemerkung über andere zu machen. Das ist unter Umständen noch wertvoller als eine Schmeichelei.“

Das Rezept wollte mir zwar nicht über die Maßen gefallen, aber ich hatte ein so schrankenloses Vertrauen zu der Weltgewandtheit und Menschenkenntnis meines Veters, daß ich mir doch vornahm, wenigstens im Notfall davon nach besten Kräften Gebrauch zu machen. Die zufällige Begegnung mit dem Geschäftsfreunde, einem sehr angenehmen und eleganten Herrn Roggenbaum, fand, wie verabredet, in einer Weinstube statt, nahm einen durchaus erfreulichen Verlauf und endete damit, daß er mich bei, am nächsten Mittag „a la fortune du pot“ einen Köffel Suppe bei ihm zu essen. Leider war mein Vetter durch unermutete geschäftliche Abmachungen verhindert, mich zu begleiten, und er konnte mir nicht einmal den ersten Abend widmen. Aber er hatte die Liebenswürdigkeit gehabt,

mir ein Billet für die Oper zu besorgen, und da ich doch derartige künstlerische Genüsse noch nicht allzusehr verwohnt war, unterhielt ich mich ausgezeichnet — abgesehen von einigen Verdrießlichkeiten, die meine Nachbarhaftigkeit mir bereitete.

Die Einladung für den nächsten Mittag lautete auf drei Uhr. Weil man mich aber in meiner Kindheit strenge zur Pünktlichkeit erzogen hatte, hielt ich es für besser, schon eine Viertelstunde vorher zur Stelle zu sein. Das Dienstmädchen empfing mich mit einem — wie mir scheinen wollte — etwas verwunderten Gesicht und führte mich in den sehr hübsch eingerichteten Salon mit dem Jeneren, die Herrschaften würden jedensfalls gleich kommen. Nichtsdestoweniger blieb ich volle fünfundsiebzig Minuten allein, und als dann endlich Herr Roggenbaum in tadellosem Gesellschaftsangriff erschien, erschröpte er sich in Entschuldigungen, daß seine Gattin, durch ihre Hausfrauenpflichten bis zum letzten Augenblick in Anspruch genommen, sich bei der Toilette etwas verspätet habe.

„Nur denn“, fügte er mit einem kleinen Lächeln hinzu, „hätten wir Sie ja auch offen gestanden, so früh noch nicht erwartet.“

„Mein Gott“, sagte ich erschrocken, „ich hatte mich also verdröht, als ich glaubte, auf drei Uhr eingeladen zu sein?“

„Nein, durchaus nicht. Aber man pflegt in Berlin immer erst eine Stunde später zu erscheinen, als man eingeladen ist. Aber das macht ja nichts. Meine Frau fand es sogar sehr nett, daß Sie es so eilig hatten.“

Zehn Minuten später erschien Frau Roggenbaum, eine recht hübsche und sehr gut angezogene Dame von ungefähr fünfundsiebzig Jahren. Sie lächelte mich äußerst liebenswürdig an und gab ihrer Freude, mich kennen zu lernen, den lebhaftesten Ausdruck. Solange sie sich nur nach mir und meinen Lebensgewohnheiten erkundigte, unterhielt ich uns sehr gut. Dann aber kam das Gespräch etwas ins Stocken, und ich sagte mir, daß es wohl an der Zeit sei, von etwas anderem als von mir zu reden. Und ich fand eine Anknüpfung.

„Sie sprechen einen so allerliebsten süddeutschen Dialekt, gnädige Frau“, sagte ich. „Wahrscheinlich sind Sie aus Frankfurt am Main?“

„Nein“, lächelte sie, „meine Wiege stand in Bruchsal.“

„Ah“, machte ich interessiert. „Ich lernte mal einen Herrn aus Bruchsal kennen — ein ultiges, altes Haus. Er hielt sich drei Tage in unserer Stadt auf, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der soviel trinken konnte. Nachher hörte ich, daß der arme Keel zu Hause einen wahren Drachen von einer Tochter habe, die ihn sehr kurz halte und ihm das Haus zur Hölle mache. Darum schlug er denn auf der Reise so über die Stränge. Vielleicht haben ihn gnädige Frau gekannt. Er hieß Brötelmann und seine Tochter führte, wenn ich mich recht besinne, den schönen Namen Jemgard. Jemgard Brötelmann — sehr drollig, nicht wahr?“

Ich lachte aus Leibesträften; Herr Roggenbaum aber sagte mir am Arm und sagte haltig: „Dorf ich Ihnen vielleicht etwas zeigen? Ich habe da im Nebenzimmer ein paar sehr hübsche Bilder.“

Sobald wir aus dem Salon heraus waren, raunte er mir zu: „Was Sie da von dem guten Brötelmann usw. erzählt haben, hat vollständig seine Richtigkeit; aber es ist vielleicht besser, das Thema nicht weiter zu berühren. Er ist nämlich mein Schwiegervater, und seine Tochter Jemgard ist meine liebe Frau.“

Ich hatte den sehnlichsten Wunsch, daß der Boden sich auflöse und mich verschlingen möge. Da er es aber nicht tat, und doch etwas gesehen mußte, um das Unglück wieder gut zu machen, eilte ich spornstreichs in den Salon zurück und trat mit erschütterter Unbefangenheit auf die etwas fäuerlich dreinschauende Frau Roggenbaum zu:

„Glauben Sie mir eine kleine Richtigkeit, gnädige Frau. Ich habe ein so elendes Ramengedächtnis. Der Herr von dem ich eben erzählte, hieß natürlich nicht Brötelmann, sondern Huber, und seine Tochter führte den Taufnamen Theres. Ich weiß gar nicht, wie mir die Verwechslung passieren konnte.“

„Nun, es freut mich jedenfalls, daß es eine Verwechslung war“, erwiderte die Dame. „Uebrigens, um von etwas anderem zu reden — hat mein Mann Ihnen das Porträt meiner Schwägerin gezeigt?“

„Nein. Aber es würde mich außerordentlich interessieren, es zu sehen.“

Das Porträt wurde herbeigeschafft und versetzte mich in einen wahren

Rausch des Entzückens. So lieb und unschuldsvoll hatte ich mir meine Zukunftselbst in den ausschweifendsten Träumen nicht vorzustellen gewagt. Und ich hatte keine Veranlassung, mein Wohlgefallen zu verhehlen. „Das ist ein junges Mädchen, wie ich mir immer gewünscht habe, es kennen zu lernen. Diese süßen, ahnungslosen Augen — dieser reizende, linderhafte Mund — und diese einfache Schuendfrisur! Nichts Gemachtes und Gezieres — keine unangenehme Frisur — keine Kofettiererei und Gefallsucht! Bezaubernd — wie ich mich heute selbst um vierzig Jahre jünger.“

Seine drei Jüngens waren ja schon gegangen, um für das Vaterland zu streiten.

Der Älteste hat erst gestern den Postassistenten ausbezogen und fing schon heute morgen an, Freiwillige auszubilden.

Der Zweite war da drüben auf dem Flaggschiff der heimischen Flotte und brannete darauf, an den Feind zu kommen, um ihm zu zeigen, wie ein deutscher Stützmeister zielt und trifft.

Der Jüngste war draußen auf einem der kleinen Kreuzer und wird auch sein bestes tun, um den Feind schlagen zu helfen.

Er ging gesenkten Hauptes auf die Brücke zurück, verlor sich in Gedanken, wie die die Schminke von den Wangen zu wischen. Und dies Augenpaar — diese Affektiertheit in jedem Wort, das sie mit ihrer Begleiterin wechselte. Der Aerger über dies Geschick hat mich um die Hälfte des künstlerischen Genusses gebracht. Und ich mußte im Stillen den Unglücklichen bedauern, dem es mal befallen sein wird, diese früh verdorbene Modepuppe zur Frau zu kriegen. Ich für meine Person hätte sie übrigens schon wegen der Mutter nicht genommen, der sie sicherlich mal sehr ähnlich werden wird. Eine solche Schwiegermutter — brrr! — Ein Scheußel, sage ich Ihnen, meine Herrschaften — einfach ein Scheußel!“

Gemäß dem Rezept meines Liebreichen Schwagers hätte ich sicherlich noch eine Menge weitere Bosheiten losgelassen; aber in diesem Augenblick lösete sich die Tür, Herr Roggenbaum rief: „Ah, da sind ja endlich die liebe Mama und unsere kleine Gerda!“ und ich erhob mich, um die Damen zu begrüßen. Aber im nächsten Augenblick wurde mir schwarz vor den Augen. Die liebe Mama und die kleine Gerda waren ja meine Nachbarinnen von gestern in leibhaftiger Person, und zu allem Ueberflusse mußte die Matrone auch noch sagen:

„Ah wie reizend! Sind Sie nicht der Herr, der gestern in der Oper neben uns gesessen hat?“

„Nein, durchaus nicht“, stotterte ich, „das muß ein Irrtum sein — eine Verwechslung — ich habe ein so schlechtes Gedächtnis — das heißt ich meine — Herrgott, da fällt mir eben ein, daß ich ja eigentlich eine andere Bekanntschaft hatte — etwas ungeheuer Wichtiges. Es handelt sich um zehntausend — nein um fünfzigtausend Mark. Sie müssen mich wirklich entschuldigen, meine Herrschaften — es tut mir sehr leid — aber vielleicht ein andermal — wenn ich wieder nach Berlin komme —“

Herr und Frau Roggenbaum machten keinen Versuch, mich zu halten, und der Hausherr verdröhte sogar darauf, mich hinaus zu begleiten.

Eine Stunde später sah ich auf der Bahn. Und dies war die erste, wie die letzte Brautfräulein meines Lebens.

## Kapitän Lange.

Robilmachungs-Episode von Paul Schmidt.

Der Fördedampfer „Solbrüll“ lag unter Vollampf an der Barbarossa-brücke im inneren Riekehrhafen. Kapitän Lange wirkte einen Blick auf seine Uhr und sieht, er hat noch über zehn Minuten Zeit bis zum Ablegen. Er hat den Dampfer voll Refertisten, und Seewehrmänner, welche er nach der Werk bringen muß, wo sie die Reserve-Geschwader besetzen sollen.

Mit ein paar Sägen ist er wieder mitten unter ihnen, er kannte sie alle, die nun als behäbige Männer wieder kamen, um dem Flaggeneide getreu: „Mit Gott für Kaiser und Reich“, zu sagen oder zu sterben.

Jeder will ihm die Hand reichen. Alle, alle kannten Kapitän Lange, manchen hat er die ersten Seemannsknoten machen gelehrt auf den alten Segelbooten und mit ihnen in mancher Sturmesecht, auf den Klauen, Segel gereift und geborgen.

Mit anderen wieder auf dem alten Artillerieschiff „Roum“ Pulver und Granaten bei Tag und Nacht zum Schießen gelehrt, bis sie endlich so weit ausgebildet waren, daß sie als Geschützführer entlassen werden konnten.

Und dort die Jüngeren, auch die kannten ihn, hat er ihnen doch so oft

den Kompagniebefehl und öfters noch die Kriegsartikel vorlesen müssen. Das war vor ungefähr fünfzehn Jahren, als er zum Feldwebel ernannt wurde.

Wie diese Erinnerungen doch so wohl taten, wie der Puls schneller zirkulierte, wie der Puls klopfte. Er fühlte sich heute selbst um vierzig Jahre jünger.

Seine drei Jüngens waren ja schon gegangen, um für das Vaterland zu streiten.

Der Älteste hat erst gestern den Postassistenten ausbezogen und fing schon heute morgen an, Freiwillige auszubilden.

Der Zweite war da drüben auf dem Flaggschiff der heimischen Flotte und brannete darauf, an den Feind zu kommen, um ihm zu zeigen, wie ein deutscher Stützmeister zielt und trifft.

Der Jüngste war draußen auf einem der kleinen Kreuzer und wird auch sein bestes tun, um den Feind schlagen zu helfen.

Er ging gesenkten Hauptes auf die Brücke zurück, verlor sich in Gedanken, wie die die Schminke von den Wangen zu wischen. Und dies Augenpaar — diese Affektiertheit in jedem Wort, das sie mit ihrer Begleiterin wechselte. Der Aerger über dies Geschick hat mich um die Hälfte des künstlerischen Genusses gebracht. Und ich mußte im Stillen den Unglücklichen bedauern, dem es mal befallen sein wird, diese früh verdorbene Modepuppe zur Frau zu kriegen. Ich für meine Person hätte sie übrigens schon wegen der Mutter nicht genommen, der sie sicherlich mal sehr ähnlich werden wird. Eine solche Schwiegermutter — brrr! — Ein Scheußel, sage ich Ihnen, meine Herrschaften — einfach ein Scheußel!“

Gemäß dem Rezept meines Liebreichen Schwagers hätte ich sicherlich noch eine Menge weitere Bosheiten losgelassen; aber in diesem Augenblick lösete sich die Tür, Herr Roggenbaum rief: „Ah, da sind ja endlich die liebe Mama und unsere kleine Gerda!“ und ich erhob mich, um die Damen zu begrüßen. Aber im nächsten Augenblick wurde mir schwarz vor den Augen. Die liebe Mama und die kleine Gerda waren ja meine Nachbarinnen von gestern in leibhaftiger Person, und zu allem Ueberflusse mußte die Matrone auch noch sagen:

„Ah wie reizend! Sind Sie nicht der Herr, der gestern in der Oper neben uns gesessen hat?“

„Nein, durchaus nicht“, stotterte ich, „das muß ein Irrtum sein — eine Verwechslung — ich habe ein so schlechtes Gedächtnis — das heißt ich meine — Herrgott, da fällt mir eben ein, daß ich ja eigentlich eine andere Bekanntschaft hatte — etwas ungeheuer Wichtiges. Es handelt sich um zehntausend — nein um fünfzigtausend Mark. Sie müssen mich wirklich entschuldigen, meine Herrschaften — es tut mir sehr leid — aber vielleicht ein andermal — wenn ich wieder nach Berlin komme —“

Herr und Frau Roggenbaum machten keinen Versuch, mich zu halten, und der Hausherr verdröhte sogar darauf, mich hinaus zu begleiten.

Eine Stunde später sah ich auf der Bahn. Und dies war die erste, wie die letzte Brautfräulein meines Lebens.

R., die haben mir oft genug erzählt, daß sie manchen Griff und Tritt tausendmal machen mußten, ehe sie aufrieben gestellt waren. Jedesmal habe ich mich innerlich gestreut, wenn Sie so handelten. Sehen Sie, alle sind sie nun etwas geworden und werden mir und Ihnen keine Schande machen, alle sind schon auf ihren Kriegsstationen.

Admiral K. wendet sich an Oberleutnant S. mit den Worten: Tragen Sie Kapitän Lange in die Dek-offizierliste ein und veranlassen Sie das weitere mit dem Dampfer. Wenn Sie die Papiere fertig haben, senden Sie sie zur Unterschrift. Damit dreht er sich um und sagt: Nun, Lange, ich hoffe, daß wir unsere Feinde dort hinführen, wo sie hingehören.

Der alte Kapitän lächelt und erwidert: Ai, Erzellenz, das will bei tou be Devel.

## Sonnenlicht.

Ein trüber Herbstmorgen, noch vor Tau und Hagel. Auf der Landstraße, die hinaus zum langgestreckten Güterbahnhof führt, glockten die Laternen mit rötlichem Schein durch den feinen herabrieselnden Nebelregen. Die weltlichen Blätter tanzten lautlos herab, ein Reigen des Todes und des Sterbens.

Marschtritt ertönt, weiße Mützen leuchten durch die trübe Dämmerung: eine Sanitätskolonne rückt an. Um sechs Uhr ist ein Lazarettzug gemeldet, der zu entladen ist. Schneller wird der Tritt, die Kolonne muß eilen. Im Giede marschieren, mit gesenktem Blick, der junge Ludwig Anzore, in seine Gedanken verloren. Ein Laternenlicht blüht ein Ring an seinem Finger, der Verlobungsring, der erst seit kurzem seine Leinwand schmückt. Ludwigs Stirn zog sich leicht zusammen. Er hätte sich den Brautausland glücklicher gedacht, er hätte ihn für den Höhepunkt der Seeligkeit gehalten, aber die menschliche Unzulänglichkeit und Unzufriedenheit hing sich verkleinernd und belästigend auch an diese Reizezeit des Lebens. Seine Braut war nicht so zu ihm, wie er erwartet. Scheu, zurückhaltend, erschien sie ihm oft kalt und ablenkend. Mein Gott! Sie war jung, sie bebt vor der männlichen Zärtlichkeit zurück, das war zu verstehen, aber er konnte das Gefühl nicht loswerden, Jem hätte, als sie seine Werbung annahm, wohl mehr auf den Rat ihrer Eltern, als auf die Stimme ihres Herzens gehört. Ein peinigendes, ein bedrückendes Gefühl!

Die Kolonne hatte indes auf dem Bahnhof Aufstellung genommen; das erste Tagesgelenk dämmerte herauf, die Laternen erloschen. Unendlich trübe, in einem stumpfen Zirkel lagen die vielen Geister, die Lebehallen, die langen Fronten der Güterwagen und Wren. Zweiteilen sollte der Pfiff einer Rangiermaschine. Immer noch riefelte der Regen, und der Wind strich kühl her, bis ins Mark durchfröhlend. Jetzt raffelte die Wagenkolonne heran: Autos, Kranken-, Post- und Möbelwagen, welche letztere zum Verwundetentransport besonders hergerichtet waren. An jedem wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz.

Da tauchten in der Ferne in dunkler Ebene die glühenden Augen der Lokomotive auf. Langsam kamen sie näher, ganz langsam lief der erwartete Zug ein. Wagen auf Wagen glitt vorüber in unheimlichem Schweigen, kein Gesicht zeigte sich an einem der Fenster; also Schwerwundete.

Der Zug hielt, beinahe lautlos. An die Arbeit! Der erste Wagen, den Ludwig betrat, ein Wagen vierter Klasse, beförderte Offiziere. Uebereinander gingen auch hier die Tragen, in febernen Gestellen; rote Gardinen vor den einzelnen Betten gaben dem Raum etwas Kabinenartiges; die abgeblendete Lampe warf ein blaues Licht.

In der vorbersten Trage lag ein junger Offizier, marmorbleich; man sah nur die fein geschnittenen Lippen, die aristokratische Nase. Der übrige Kopf war verbunden. „Augenschuß!“ sagte der Begleiter.

Der junge Offizier lag regungslos, er schien zu schlafen.

Ludwig wandte sich mit seinen Kameraden zunächst den anderen Verwundeten zu. Einer nach dem anderen wurde aufgehoben, Trage um Trage mit größter Schwierigkeit durch die engen Gänge, von der Plattform hinab in das Auto geschafft. Eine Arbeit von mehr als einer Stunde.

Schließlich blieb nur noch der eine, der junge Offizier übrig. Er schien jetzt noch zu sein.

„Dürfen wir Sie ein bißchen stö-

ren?“ fragte Ludwig, an das Bett tretend.

„Ein feines, liebenswürdiges Mädchen zog über die Züge des Kranken.“ „Sie können mich ruhig anfasseln“, erwiderte er. „Alles heil, nur der Kopf, der Kopf tut so weh.“

„Gewiß“, murmelte Ludwig tröstend.

„Ob ich je wieder werde sehen können?“ fragte der junge Offizier, während die Trage zurecht gemacht wurde. „Ich war so stolz auf mein Auge! Ich sah wie ein Falke.“

„Ich war Fliegeroffizier“, fügte er hinzu.

Ludwig zog sich das Herz zusammen. Ein Fliegeroffizier! Hoch durch die Luft war er gezogen, tief unter ihm die Welt in leuchtendem Sonnenschein getaucht, und jetzt! Vielleicht blind!

„Die Kunst unserer Artzge ist ja groß“, versetzte er. „Wir haben hier eine hochberühmte Augenklinik.“

„Hoffen wir das Beste!“ erwiderte der Verwundete.

Mit leichten und geschickten Griffen hatten Ludwig und seine Kameraden ihn indes aufgehoben, und die Trage schwanke fort.

„Ah, meine Brieftasche!“ rief der junge Offizier, als er schon im Auto lag, „sie liegt unter dem Kopfstücken. Sehen Sie so freundlich.“

Ludwig sprang noch einmal in den Wagen und nahm die Brieftasche an sich. Ein Brief fiel heraus; Ludwig bückte sich, sah unwillkürlich auf das Schreiben, — wie? das war doch die Handschrift seiner Braut? „Deine Irma“, las er als Unterschrift. Jeder Zweifel mußte schwinden. Er wollte nichts sehen, aber die letzten Zeilen sprangen ihm förmlich ins Auge: „Wenn auch unsere Wege sich trennen, Du weißt, wie unbedingten mein Vater ist, wie überempfindlich stolz bei dem bloßen Gedanken, man könnte ihm oder mir ein Einordnen in gesellschaftlich höher gestellte Kreise vorwerfen, wenn ich auch so einem Manne folgen muß, den ich nicht liebe, Dich Konrad, werde ich nie vergessen!“

Ludwig war zumut, als habe er einen Schlag bekommen, als gehörten ihm die Glieder nicht mehr. Er sprang aus dem Wagen, taumelte, daß einer seiner Kameraden flüchtig zugriff, dann reichte er die Tasche dem jungen Offizier, der sie auf seine Dele legte. Ludwig schloß leise die Tür des Autos.

„An den nächsten Wagen!“ rief er mit einer fieberhaften, ganz ungewohnten Lebendigkeit.

Stundenlang ging die Arbeit. Ludwig war überall, er strengte sich bis zum äußersten an, nur um das böhrende Gefühl in seinem Herzen zu betäuben, umsonst.

Endlich war die Arbeit getan, es ging schon auf Mittag. Ludwig legte sich, um auszuruhen, auf das Trittbrett eines Wagens, todbüde, noch mehr seelisch erschöpft als körperlich.

Wie der Ruf niederschlug, wie der Regen von den Wagendächern tropfte! Ein poetisches Stückchen Welt, solch Güterbahnhof. Und doch nicht ganz ohne Poesie. Seine Gedanken sprangen ab. Was wollte er eigentlich, was verlangte er anderes, als diese trübe Umgebung ihm bot, Arbeit, Ungeacht und Entlagen? Warum fühlte er sich so unfähig elend? Was hätte er verloren? Nichts. Denn die Liebe seiner Braut hatte er nie befehen. Ein feines Gefühl sagte ihm das von Anfang an. Er mußte erröden, daß er dagegen taub gewesen oder sich taub gestellt hatte.

Es war eine große Zeit jetzt, voll Erhebung, voll Aufopferung. Jener junge Offizier hatte das Opfer seines Augenlichtes bringen müssen, er, der Flieger, gewohnt, sich im goldenen Sonnenlicht zu wiegen, mit unendlichem Blick in die Weiten! Und trug es mit Fassung. Und er, er kümmerliche sich hier und verzogte, konnte nicht den Entschluß finden, zu sagen: Sei frei! Ein anderer bedarf deiner wirklich und mehr als ich!

Die Kolonne rückte ab, in festem Tritt. Ludwig wurde bei dem sicheren Marschieren ruhiger und ruhiger.

Zu Haus angekommen, setzte er sich vor seinen Schreibtisch, es war in ihm ganz still geworden, ganz klar. Er schrieb ein paar kurze Zeilen: Liebe Irma, Deinen Vater leistete, als er unsere Verlobung gut hieß, kein richtiger Gedanke. Ich fühle, daß Dein Herz einem anderen gehört. Ein Zufall hat mir die Gewissheit gegeben. Der, dem du gehörst, ist hier, im Lazarett. Fortan bist Du kein Sonnenlicht, das ich ihm nicht nehmen noch werden will. Vielleicht leuchtet auch mir noch einmal die Sonne. Leb wohl, sei glücklich. Dente meiner freundlich.“